

**WILLIAM
LANDAY**
VERSCHWIEGEN

**WILLIAM
LANDAY**
VERSCHWIEGEN

THRILLER

Deutsch von Sylvia Spatz

carl's books

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Defending Jacob«
bei Delacorte Press, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU 0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland

1. Auflage
Copyright © 2012 by William Landay
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
bei carl's books, München, in der Verlagsgruppe Random House
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-58507-8

www.carlsbooks.de

Erster Teil

»Lassen Sie uns in unseren Erwartungen an das Strafrecht realistisch sein ... Wir müssen uns nur vorstellen, dass wir durch einen Trick in die Vergangenheit versetzt werden und unserem allerersten Vorfahren Adam, sozusagen dem Urmann, begegnen. Klein, dicht behaart, seit Kurzem im aufrechten Gang, durchstreifte er vor ungefähr drei Millionen Jahren die afrikanische Savanne. Ich glaube, wir sind uns einig, dass wir für dieses kluge, kleinwüchsige Wesen so viele Gesetze erfinden können, wie wir wollen. Und doch wäre es immer noch keine gute Idee, es zu streicheln ...«

Reynard Thompson

A General Theory of Human Violence (1921)

Erstes Kapitel

Vor der Grand Jury

Mister Logiudice: Nennen Sie uns bitte Ihren Namen.

Zeuge: Andrew Barber.

Mister Logiudice: Welchen Beruf üben Sie aus?

Zeuge: Ich war zweiundzwanzig Jahre lang Staatsanwalt in diesem Verwaltungsbezirk.

Mister Logiudice: Das *waren* Sie. Und welchem Beruf gehen Sie zurzeit nach?

Zeuge: Ich bin gewissermaßen arbeitslos, das wäre wahrscheinlich die zutreffende Formulierung.

Im April 2008 wurde ich von Neal Logiudice endlich vor die Grand Jury, die Anklagejury, geladen. Viel zu spät. Ganz sicher zu spät für diesen Fall, aber auch für Logiudice selbst. Sein Ruf war da bereits schwer angeschlagen und mit ihm seine gesamte Karriere. Eine Zeit lang kann ein angeschlagener Staatsanwalt weitermachen, aber seine Kollegen belauern ihn wie Wölfe, und am Ende wird er dem Wohl des Rudels geopfert. Ich habe das schon viele Male erlebt: An einem Tag ist ein Staatsanwalt noch unersetzbar, am nächsten ist er weg vom Fenster.

Irgendwie hat mir Neal Logiudice immer gefallen (ausgesprochen wird er la-JOO-dis). Er kam vor zwölf Jahren zur Staatsanwaltschaft, gleich nach dem Studium. Damals war er neunundzwanzig, sein Haar lichtete sich schon, und er hatte

einen kleinen Bauch. Aufgrund seiner schiefen Zähne hatte er Mühe, seinen Mund zu schließen, und trug deshalb immer einen säuerlich verkniffenen Gesichtsausdruck zur Schau. Immer wieder machte ich ihn darauf aufmerksam, seine Miene vor den Geschworenen zu kontrollieren – wer wird schon gerne unfreundlich angesehen –, aber es war etwas Unwillkürliches. Er hatte die Angewohnheit, kopfschüttelnd und mit geschürzten Lippen wie ein Priester oder Oberlehrer vor die Geschworenen zu treten, worauf bei allen sofort der geheime Wunsch aufkam, gegen ihn zu stimmen. Innerhalb der Staatsanwaltschaft verhielt sich Logiudice etwas intrigant und manipulativ. Man ärgerte ihn gern. Die anderen Staatsanwälte nahmen ihn fortwährend auf den Arm, doch kriegte er auch einiges von anderen Seiten ab, sogar von Leuten, die gar nicht direkt mit der Staatsanwaltschaft zusammenarbeiteten – Polizisten etwa, Büroangestellte, Sekretärinnen, also alles Leute, die mit ihrer Antipathie gegenüber Staatsanwälten normalerweise hinter dem Berg halten. Milhouse nannte man ihn, nach einem Blödmann in der Simpsons-Fernsehserie, und sein eigentlicher Name erfuhr endlose Varianten: LoFoolish, LoDoofus, Sid Vicious und so weiter. Aber ich fand Logiudice so weit in Ordnung. Er war einfach naiv. In bester Absicht zerstörte er Leben und schlief trotzdem gut.

Denn schließlich war er hinter Übeltätern her. Die typische Selbsttäuschung der Staatsanwälte: Wenn ich jemanden strafrechtlich verfolge, dann muss die Person ein Übeltäter sein. Und Logiudice war nicht der Erste, der ihr erlag. Ich sah ihm seine Selbstgerechtigkeit nach. Ich mochte ihn sogar. Seine Ecken und Kanten hatten es mir angetan, sein unaussprechlicher Name, seine krummen Zähne (jeder seiner Altersgenossen hätte die mit einer von Mummy und Daddy spendierten Spange richten lassen), sogar sein nackter Ehrgeiz. Etwas an ihm zog mich an. Die Dickfelligkeit, mit der er die ihm entgegengebrachte Gehässigkeit aufnahm und einsteckte. Er kam unübersehbar aus der Arbeiterschicht, entschlossen, das für

sich zu erkämpfen, was anderen auf dem Silbertablett serviert worden war. In dieser Hinsicht, aber auch nur in dieser, war er wie ich.

Jetzt, zwölf Jahre nach seiner Ankunft, hatte er trotz seiner Absonderlichkeiten erreicht, was er wollte. Neal Logiudice war Staatsanwalt, genauer gesagt, er war im Verwaltungsbezirk Middlesex die Nummer zwei, die rechte Hand des Bezirksstaatsanwalts und Hauptanklägers. Er hat diesen Job von mir übernommen, ausgerechnet er, der irgendwann mal zu mir gesagt hatte: »Andy, du bist genau der Mann, der ich werden will.« Ich hätte es ahnen müssen.

Die Stimmung in dem Saal, in dem die Geschworenen sich an jenem Morgen versammelt hatten, war gedrückt. Da saßen sie, ungefähr dreißig Männer und Frauen, die nicht schlau genug gewesen waren, sich vor ihrer Berufung zu drücken, in Schulstühle mit tränenförmigen Schreibflächen anstelle von Armlehnen gezwängt. Mittlerweile waren sie alle einigermaßen mit ihrer Aufgabe vertraut. Die Grand Jury, also die Anklagejury, tagt monatelang, und die Geschworenen haben schnell heraus, worum es geht: jemanden beschuldigen, mit dem Finger auf ihn zeigen, ihn als Bösewicht identifizieren.

Das Verfahren vor einer Grand Jury ist kein Gerichtsverfahren. Es sind weder Richter noch Vertreter der Verteidigung anwesend. Es ist die Stunde des Staatsanwalts. Es ist eine Vernehmung und theoretisch auch ein Test für die Macht des Staatsanwalts, denn die Grand Jury entscheidet am Ende, ob die Beweise für eine Anklage ausreichen. Erst wenn sie die Anklage billigt, kann der Staatsanwalt den Fall vor Gericht bringen. Wenn nicht, dann zeigt sie die Rote Karte, und das Verfahren ist abgeschlossen, bevor es überhaupt eröffnet wurde. In der Praxis sind negative Entscheidungen selten. Die meisten Grand Jurys stimmen für eine Anklage. Warum auch nicht? Sie kriegen ja nur eine Seite der Geschichte zu hören.

Doch in diesem Fall wussten die Geschworenen Bescheid, nehme ich an. Logiudice hatte nichts vorzuweisen. Diesmal

nicht. Mit Beweisen, die so veraltet und fehlerhaft waren, würde man nicht auf die Wahrheit stoßen. Nicht nach allem, was geschehen war. Das alles lag nun schon ein Jahr zurück. Es waren mehr als zwölf Monate vergangen, seitdem man den Leichnam eines Vierzehnjährigen gefunden hatte, mit drei Stichwunden in der Brust, die aussahen wie von einem Dreizack. Aber das alleine war es nicht, es gab noch viele andere Gründe. Es war vorbei, und die Grand Jury war sich im Klaren darüber.

Auch ich war mir im Klaren darüber.

Nur Logiudice blieb unbeirrt. Er schürzte in der für ihn typischen seltsamen Weise die Lippen. Er ging seine Aufzeichnungen auf seinem gelben Notizblock durch und überlegte die nächste Frage. Er tat genau das, was ich ihm beigebracht hatte. Die Stimme in seinem Kopf war meine: Egal, wie sehr dein Fall auf Sand gebaut ist, halt dich an die Spielregeln. Spiel das alte, über fünfhundert Jahre alte Spiel. Nutze die alte miese Technik des Kreuzverhörs – reizen, in die Enge treiben, fertigmachen.

Er fragte: »Erinnern Sie sich noch daran, wann Sie zum ersten Mal von dem Mord an dem jungen Rifkin erfahren haben?

»Ja.«

»Bitte schildern Sie uns das.«

»Ich bekam einen Anruf, ich glaube zuerst von der CPAC, das ist die bundesstaatliche Polizei. Dann kamen unmittelbar danach noch zwei weitere, einer von der lokalen Polizei in Newton und einer vom diensthabenden Staatsanwalt. Vielleicht bringe ich die Reihenfolge durcheinander, aber auf jeden Fall klingelte unaufhörlich das Telefon.«

»Wann war das?«

»Am Donnerstag, den 12. April 2007, so gegen neun Uhr, kurz nachdem man den Leichnam gefunden hatte.

»Warum wandte man sich an Sie?«

»Ich war der stellvertretende Bezirksstaatsanwalt. Ich wurde über jeden Mord im Verwaltungsbezirk informiert. Das war Routine.«

»Aber Sie haben nicht jeden Fall selbst übernommen, oder? Sie haben nicht in jedem Mord, der gemeldet wurde, ermittelt und ihn vor Gericht gebracht?«

»Nein, selbstverständlich nicht. Dazu hätte ich gar keine Zeit gehabt. Ich habe nur wenige Mordfälle selbst übernommen. Die meisten habe ich anderen Staatsanwälten zugewiesen.«

»Aber diesen Mord haben Sie selbst übernommen?«

»Ja.«

»Haben Sie das sofort entschieden oder erst später?«

»Ich habe das praktisch sofort entschieden.«

»Warum? Warum ausgerechnet diesen einen Fall?«

»Es gab eine Übereinkunft mit der Bezirksstaatsanwältin Lynn Canavan, dass ich bestimmte Fälle persönlich übernehmen würde.«

»Welche Fälle?«

»Besonders wichtige Fälle.«

»Und warum ausgerechnet Sie?«

»Ich war der dienstälteste Staatsanwalt. Sie wollte sicher gehen, dass wichtige Fälle entsprechend behandelt würden.«

»Und wer entschied, welche Fälle besonders wichtig waren?«

»In erster Instanz ich. Natürlich in Abstimmung mit der Bezirksstaatsanwältin, aber am Anfang entwickeln sich die Dinge meist recht schnell. Da bleibt keine Zeit für eine Sitzung.«

»Sie haben also eigenmächtig entschieden, dass der Mord an Rifkin von besonderer Wichtigkeit war?«

»Selbstverständlich.«

»Und warum?«

»Weil es um Mord an einem Kind ging. Ich glaube, wir gingen auch davon aus, dass der Fall bald eine eigene Dynamik entwickeln und die Medien interessieren würde. Das Verbrechen passte genau ins Muster: eine reiche Stadt, ein reiches Opfer. Wir hatten schon ein paarmal ähnliche Fälle gehabt. Am Anfang tappten wir im Dunkeln. Irgendwie sah es so aus wie Tötung an einer Schule, wie damals das Columbine-Massaker

in Littleton. Wir hatten so gut wie keine Anhaltspunkte, und gleichzeitig schien der Fall nicht ohne. Hätte ich dann bemerkt, dass dem nicht so war, hätte ich ihn in der Folge abgegeben. Aber in diesen ersten Stunden musste ich dafür sorgen, dass die Dinge ihren richtigen Gang nahmen.«

»Haben Sie die Bezirksstaatsanwältin darüber informiert, dass Sie möglicherweise befangen sein könnten?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil das nicht der Fall war.«

»War Ihr Sohn Jacob nicht ein Schulkamerad des toten Jungen?«

»Doch, aber ich kannte das Opfer nicht. Und soweit ich wusste, Jacob ebenfalls nicht. Nicht einmal der Name des toten Jungen war mir geläufig.«

»Sie kannten den Jungen nicht. Meinetwegen. Aber Ihnen war bekannt, dass er und Ihr Sohn dieselbe Schulstufe in derselben Schule in ein und derselben Stadt besuchten?«

»Ja.«

»Und sind Sie immer noch der Meinung, dass es da keinen Konflikt gab? Dass Ihre Objektivität infrage gestellt werden könnte, ist Ihnen nicht in den Sinn gekommen?«

»Nein, selbstverständlich nicht.«

»Sogar im Rückblick nicht? Sie bestehen darauf... Sogar im Rückblick haben Sie immer noch nicht den Eindruck, dass die Umstände so etwas wie Befangenheit nahelegten?«

»Nein, es war daran absolut nichts Widerrechtliches. Nicht einmal etwas Ungewöhnliches. Ich lebte in der Stadt, wo der Mord geschehen war. Na schön. In kleineren Bezirken lebt der Staatsanwalt oft in der Gemeinschaft, in der das Verbrechen geschieht, und ihm sind die Betroffenen oft bekannt. Und? Das spornt ihn bestenfalls an, den Mord aufzuklären. Das ist doch kein Interessenkonflikt. Wissen Sie, ich habe mit Mördern grundsätzlich einen Interessenkonflikt, mehr kann ich dazu nicht sagen. Und das ist genau mein Job. Es war ein furchtbares

Verbrechen geschehen, und es war meine Pflicht, etwas zu unternehmen. Und genau das wollte ich tun.«

»Okay.« Logiudice blickte auf einen Notizblock. Es hat keinen Sinn, die Aussagen des Zeugen gleich am Anfang anzuzweifeln. Aber er würde sicher später noch einmal darauf zurückkommen, wenn ich müde war. Im Augenblick hieß es, den Ball flach zu halten.

»Ihnen ist bekannt, dass Sie das Recht haben, die Aussage zu verweigern?« »Selbstverständlich.«

»Und Sie machen keinen Gebrauch davon?«

»Offenbar, denn ich sitze ja hier. Und ich sage aus.«

Gekicher vonseiten der Grand Jury.

Logiudice legte seinen Block zur Seite und mit ihm vorgeblich für einen Augenblick auch seinen Schlachtplan. »Mister Barber, Andy, darf ich Sie etwas fragen? Warum machen Sie keinen Gebrauch davon? Warum schweigen Sie nicht einfach?« Die nächsten Worte sagte er nicht laut: *Ich an Ihrer Stelle würde genau das tun.*

Eine Sekunde lang hielt ich das für Taktik, für Show. Doch Logiudice schien es ernst zu meinen. Er fragte sich besorgt, ob ich etwas im Schilde führte, und wollte nicht aufs Glatteis geführt werden, wollte nicht als Idiot dastehen.

»Ich möchte nicht schweigen. Ich möchte, dass die Wahrheit ans Licht kommt«, antwortete ich.

»Um jeden Preis?«

»Ich habe Vertrauen in die Justiz, genau wie Sie, genau wie jeder der hier Anwesenden.«

Na ja, eigentlich stimmte das nicht. Ich habe kein Vertrauen in das Gerichtswesen, auf jeden Fall ist es nicht besonders hilfreich, wenn es um das Feststellen der Wahrheit geht. Wir alle haben zu viele Irrtümer erlebt und zu viele Fehlurteile. Das Urteil der Geschworenen ist eine Annahme – eine in bester Absicht geäußerte Annahme, aber man kann Fakten von Fiktion nicht aufgrund einer Abstimmung trennen. Doch all dem zum Trotz setze ich Vertrauen in das Ritual, die religiösen Symbole,

in die schwarzen Roben, in die Gerichtsgebäude mit ihren marmornen Säulen, die an griechische Tempel erinnern. Wenn wir zu Gericht sitzen, ist es, als würden wir eine Messe feiern. Wir alle beten dann, dass wir das Richtige tun und Gefahren abwenden, und das ist den ganzen Aufwand wert, gleichgültig, ob man unsere Gebete irgendwo erhört oder nicht.

Natürlich glaubte Logiudice nicht an derartiges Zeug. Er lebte in der schwarz-weißen Gedankenwelt eines Staatsanwalts – jemand ist schuldig oder unschuldig –, und er war entschlossen, mich festzunageln.

»Sie haben Vertrauen in die Justiz«, schniefte er. »Meinetwegen, Andy, dann lass uns gleich weitermachen. Lass die Justiz ihre Arbeit machen.« Er warf den Geschworenen einen vielsagenden Klugscheißerblick zu.

Neal, braver Junge! Lass nicht zu, dass der Zeuge die Geschworenen auf seine Seite zieht, das ist dein Job. Schmeiß dich an sie ran, kuschele dich an sie und lass den Zeugen im Regen stehen. Ich grinste. Wenn ich gekonnt hätte, wäre ich jetzt aufgestanden und hätte Beifall geklatscht, denn genau das hatte ich ihm alles beigebracht. Warum nicht ein bisschen Vaterstolz empfinden? So schlecht kann ich nicht gewesen sein – Neal Logiudice hatte sich schließlich zu einem ganz ordentlichen Staatsanwalt gemausert.

»Na, nun mach schon weiter, Neal, hör auf mit dem ganzen Zirkus und fang an«, sagte ich mit einem komplizenhaften Nicken in Richtung Geschworene.

Er warf mir einen gereizten Blick zu, nahm seinen gelben Block wieder zur Hand und überflog seine Aufzeichnungen, um den Anschluss zu finden. Ich konnte gleichsam hören, wie es in seinem Gehirn ratterte: *reizen, in die Enge treiben, fertigmachen.* »Okay«, meinte er. »Also, was geschah nach dem Mord?«

Zweites Kapitel

Unsere Kreise

Zwölf Monate zuvor: April 2007

Als die Rifkins die Türen ihres Hauses für die Schiwa, das siebentägige Trauerritual der Juden, öffneten, kam, so schien es, die ganze Stadt. Die Familie sollte nicht alleine trauern: Die Ermordung des Jungen war eine öffentliche Angelegenheit und deshalb auch die Trauer um seinen Tod. Das Haus war voller Leute, und hin und wieder schwoll der allgemeine Geräuschpegel derart an, dass die Veranstaltung Partycharakter annahm, bis alle mit einem Mal gleichzeitig ihre Stimmen senkten, so als ob jemand die Lautstärke gedämpft hätte.

Ich zwängte mich zwischen den Leuten hindurch, setzte eine Miene des Bedauerns auf und entschuldigte mich nach allen Seiten.

Man sah mich mit merkwürdigen Blicken an. Jemand sagte: »Das ist er, das ist Andy Barber«, aber ich blieb nicht stehen. Der Mord lag vier Tage zurück, und jedermann wusste, dass ich den Fall übernommen hatte. Natürlich hätte man mich gerne ausgefragt, nach Verdächtigen, Hinweisen und so weiter, aber niemand wagte es. Die Einzelheiten der Ermittlungen spielten im Augenblick keine Rolle, nur die Tat selbst. Ein unschuldiger Junge war ermordet worden!

Ermordet! Die Nachricht war wie ein Schlag in die Magen-grube. In Newton gab es so gut wie keine Verbrechen. Gewalt kam in den Nachrichten und in Fernsehserien vor. Gewalt-

verbrechen war Sache von Städtern, einer städtischen Unterschicht, von Asozialen. Natürlich lagen die Leute damit falsch. Sie wären auch weniger schockiert gewesen, wenn es sich um den Mord an einem Erwachsenen gehandelt hätte. Dass ein Kind aus unserer Stadt das Opfer war, machte diesen Mord zu einem Frevel. Das Image der Stadt hatte in den Augen der Bürger Newtons Schaden genommen. Eine Zeit lang hatte in der Stadtmitte ein Schild geprangt mit der Aufschrift »Eine Gemeinschaft für Familien, eine Familie für Gemeinschaften«, und sehr oft hörte man den Satz, dass Newton ein guter Ort sei, um Kinder großzuziehen. Das stimmte. An jeder Ecke gab es Angebote für Hausaufgabenbetreuung und Nachhilfe, Karateschulen und samstägliche Fußballspiele. Vor allem junge Eltern hielten das Ideal von Newton als einem Paradies für Kinder hoch. Viele von ihnen hatten das schicke, betriebsame Stadtleben hinter sich gelassen, um hier zu wohnen; hatten gewaltige Ausgaben, tödliche Langeweile und ein mulmiges Gefühl der Enttäuschung über ihre Anpassung an ein konventionelles Lebensmodell auf sich genommen. Das Vorstadtleben hatte nur deswegen einen Sinn, weil man dort gut Kinder großziehen konnte. Darauf hatten sie alles gesetzt.

Während ich die Räume durchschritt, ging ich an verschiedenen Gruppen von Leuten vorbei. Die Jugendlichen, die Freunde des toten Jungen, hatten sich im vorderen Teil des Hauses versammelt. Sie sprachen leise und starrten mich an. Bei einem Mädchen hatten die Tränen die Wimperntusche verschmiert. Mein Sohn Jacob lümmelte in einem niedrigen Sessel, schlaksig und ungelentk und abseits von den anderen. Er starrte sein Handydisplay an, die Gespräche um ihn herum interessierten ihn nicht.

Die trauernde Familie befand sich nebenan im Wohnzimmer, Großmütter, Kleinkinder.

In der Küche stieß ich endlich auf die Eltern der Kinder, die zusammen mit Ben Rifkin Newtons Schulen durchlaufen hatten. Das war unser Bekanntenkreis. Wir kannten einander, seit

unsere Kleinen neun Jahre zuvor zum ersten Mal im Kindergarten erschienen waren. Wie oft waren wir morgens zusammengekommen, wenn wir die Kinder zur Schule brachten, und nachmittags, wenn wir sie wieder abholten, bei zahllosen Fußballspielen und Wohltätigkeitsveranstaltungen, bei einer denkwürdigen Schulaufführung von *Die zwölf Geschworenen*. Von ein paar wenigen engen Freundschaften abgesehen, kannten wir einander nicht besonders gut. Es gab ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl, aber keine wirkliche Nähe. Die meisten Bekanntschaften würden den Highschool-Abschluss unserer Kinder nicht überdauern. Doch in jenen ersten Tagen nach dem Mord an Ben Rifkin gab es so etwas wie ein Wir-Gefühl. Es war, als ob die Mauern zwischen uns gefallen wären.

In der geräumigen Küche der Rifkins (ausgestattet mit teurem Markenherd, Markenkühlschrank, Arbeitsfläche aus Granit und vanillefarbenen Schränken) standen die Eltern in Grüppchen herum und gestanden einander Schlaflosigkeit, Trauer und unermessliche Angst. Immer wieder riefen sie sich das Columbine-Schulmassaker in Erinnerung und den 11. September und dass sie sich nach Bens Tod an ihre Kinder klammerten. Die außergewöhnliche Gefühlslage jenes Abends wurde durch das warme Licht der Hängelampen mit Schirmen in dunklem Orange noch verstärkt. Als ich den Raum betrat, waren die Eltern gerade dabei, sich dem Luxus persönlicher Offenbarungen hinzugeben.

Toby Lanzman, eine der Mütter, arrangierte an der Küchensinsel Vorspeisen auf einer Platte. Sie hatte ein Handtuch über die Schulter geworfen, und beim Anrichten waren die Muskeln an ihren Oberarmen gut sichtbar. Toby war die beste Freundin meiner Frau Laurie und eine der wenigen engeren Bekanntschaften, die wir hier gemacht hatten. Als sie bemerkte, wie ich mich suchend nach meiner Frau umsah, zeigte sie in eine Ecke des Raums.

»Sie bemuttert die anderen Mütter«, meinte Toby.

»Ja, das sehe ich.«

»Na ja, wir können im Augenblick alle ein wenig Bemutterung gebrauchen.«

Ich brummte etwas, warf ihr einen perplexen Blick zu und ging meiner Wege. Toby war eine einzige Herausforderung, ich sah bei ihr keine andere Verteidigungsmöglichkeit, als den Rückzug anzutreten.

Laurie stand bei einem Grüppchen von Frauen. Ihr dichtes, schwer zu bändigendes Haar hatte sie zu einem losen Knoten am Hinterkopf zusammengefasst und mit einer großen Spange aus Schildpatt befestigt. Gerade drückte sie tröstend den Oberarm einer Freundin. Die neigte sich Laurie entgegen wie eine Katze, die gerade gestreichelt wird.

Als ich dazukam, legte Laurie ihren linken Arm um meine Taille. »Hallo, mein Liebster.«

»Zeit zu gehen.«

»Andy, das sagst du nun schon, seit wir hier angekommen sind.«

»Das stimmt nicht. Ich hab's gedacht, aber nicht gesagt.«

»Nun, man sieht es dir an.« Sie seufzte. »Ich wusste es, wir hätten mit zwei Autos kommen sollen.«

Sie musterte mich einen Augenblick lang. Sie hatte keine Lust zu gehen, aber sie wusste, dass ich mich nicht wohlfühlte und das Gefühl hatte, alle Blicke auf mich zu ziehen. Außerdem bin ich kein großartiger Gesellschafter – Small Talk in überfüllten Räumen ermüdet mich schnell –, und alle diese Erkenntnisse wollten gegeneinander abgewogen sein. Wie in jeder anderen Organisation geht es auch in der Familie nicht ohne Management.

»Du kannst schon gehen«, entschied sie dann. »Ich fahre mit Toby nach Hause.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Warum nicht? Nimm Jacob mit.«

»Bist du sicher?« Ich neigte mich zu ihr hinab – Laurie ist einen Kopf kleiner als ich – und flüsterte hörbar: »Ich würde zu gerne noch bleiben.«

Sie lachte. »Geh, bevor ich's mir noch anders überlege.«

Die trauernden Frauen starrten mich an.

»Nun geh schon. Dein Mantel ist oben im Schlafzimmer.«

Ich ging nach oben und fand mich in einem langen Flur wieder. Der Lärm war hier oben angenehm gedämpft. Noch immer tönte das Echo der Gespräche in meinen Ohren. Ich fing an, nach den Mänteln zu suchen. In einem der Räume, offensichtlich das Kinderzimmer der kleinen Schwester des toten Jungen, lag ein Haufen Mäntel auf dem Bett, meiner war aber nicht darunter.

Die Tür zum nächsten Raum war geschlossen. Ich klopfte, öffnete, steckte den Kopf durch die Tür und warf einen Blick ins Zimmer.

Der Raum war schwach beleuchtet. Licht kam nur von einer Stehlampe aus Messing in der hinteren Zimmerecke. Darunter saß der Vater des toten Jungen in einem Lehnstuhl. Dan Rifkin war klein, gepflegt, zart. Wie immer wurde sein Haar durch Lack in Form gehalten. Er trug einen teuer aussehenden Anzug. An einem Aufschlag war ein fünf Zentimeter langer Riss, Symbol für ein gebrochenes Herz. Ein teurer Anzug, welch eine Verschwendung, fuhr es mir durch den Kopf. Im Dämmerlicht wirkten seine Augen eingesunken, bläulich umrandet wie die Augenpartie eines Waschbären.

»Hallo, Andy«, sagte er.

»Entschuldigen Sie. Ich war gerade auf der Suche nach meinem Mantel. Ich wollte Sie nicht stören.«

»Überhaupt nicht, setzen Sie sich doch.«

»Nein, nein, ich wollte nicht einfach so hereinplatzen.«

»Bitte setzen Sie sich, nehmen Sie Platz. Ich möchte Sie etwas fragen.«

Ich fühlte, wie ich schwach wurde. Ich habe die Leiden der Angehörigen von Mordopfern miterlebt. Meine Arbeit zwingt mich dazu. Die Eltern von ermordeten Kindern haben es am schwersten, die Väter meiner Meinung nach noch mehr als die Mütter. Denn von ihnen verlangt man, dass sie sich zusammen-

reißen, ihren Mann stehen. Untersuchungen haben ergeben, dass Väter von ermordeten Kindern oft nur wenige Jahre nach der Tat sterben, oft aufgrund von Herzversagen. In Wahrheit gehen sie an ihrer Trauer zugrunde. Irgendwann wird einem als Staatsanwalt klar, dass man diese Art von Schmerz ebenfalls nicht überleben wird. Man darf sich von den Vätern nicht anstecken lassen. Und so konzentriert man sich ganz auf die technischen Aspekte des Jobs. Man verwandelt ihn in ein Handwerk wie jedes andere. Der Trick besteht darin, sich das Leid der anderen vom Hals zu halten.

Doch Dan Rifkin war hartnäckig. Er winkte mit seinem Arm wie ein Verkehrspolizist, der Autofahrer zum Weiterfahren auffordert, und als ich sah, dass ich keine Wahl hatte, schloss ich leise die Tür und setzte mich auf den Stuhl neben ihm.

»Was zu trinken?« Er hielt einen Schwenker mit kupferfarbenem, edlem Whiskey hoch.

»Nein.«

»Gibt es was Neues, Andy?«

»Ich fürchte, nein.«

Er nickte und wandte sichtlich enttäuscht seinen Blick ab.

»Ich mochte dieses Zimmer immer. Ich komme hierher, wenn ich nachdenken will. Wenn etwas passiert wie das jetzt, dann verbringt man viel Zeit mit Nachdenken.« Er lächelte dünn: *Mach dir keine Sorgen, alles in Ordnung.*

»Das ist bestimmt wahr.«

»Ich frage mich nur die ganze Zeit: Warum hat dieser Typ das gemacht?«

»Dan, Sie sollten nicht ...«

»Nein, hören Sie mir zu. Ich brauche, ich brauche wirklich niemanden, der mir die Hand hält. Ich bin rational veranlagt, das ist alles. Ich habe Fragen. Nicht, was die Einzelheiten angeht. Wenn wir, Sie und ich, uns bislang miteinander unterhalten haben, ging es immer nur um Einzelheiten: Beweise, gerichtliche Abläufe. Aber ich bin rational veranlagt, okay? Ich bin rational veranlagt, und ich habe Fragen. Andere Fragen.«

Ich sank auf meinen Stuhl zurück und fühlte, wie sich meine Schultern entspannten und ich ruhiger wurde.

»Ben war ein *so* netter Junge, wissen Sie. Das ist wichtig. Natürlich hat kein Kind einen solchen Tod verdient. Aber Ben war wirklich ein sehr netter Junge. Und noch ein Kind. Du lieber Himmel, er war gerade mal vierzehn! Hat nie Ärger gemacht. Nie, nie, nie. Also warum? Was war das Motiv? Ich rede nicht von Wut, Eifersucht, Habgier, diese Motive meine ich nicht. In diesem Fall kann es kein gängiges Motiv geben. Das kann nicht sein, das ergibt keinen Sinn. Wer könnte eine derartige Wut auf Ben gehabt haben, wie kann man eine solche Wut auf irgendeinen Jungen haben? Das alles ergibt einfach keinen Sinn.« Rifkin massierte mit der rechten Hand leicht seine Stirn. »Was ich mich frage, ist Folgendes: Was unterscheidet solche Leute von anderen? Denn natürlich habe auch ich schon diese Gefühle gehabt, diese sogenannten Motive, wie Wut, Habgier, Eifersucht, auch Sie werden sie schon empfunden haben, wie jeder von uns. Aber wir haben deswegen niemanden umgebracht. Verstehen Sie? Dazu wären wir gar nicht in der Lage. Aber bei manchen ist das anders, sie sind in der Lage dazu. Warum?«

»Keine Ahnung.«

»Sie müssen doch eine Ahnung haben, warum.«

»Nein, wirklich nicht.«

»Aber Sie sprechen mit Mördern, Sie treffen sich mit ihnen. Was sagen die dazu?«

»Die meisten von ihnen reden nicht viel.«

»Haben Sie jemals nachgefragt? Nicht, warum sie die Tat begangen haben, sondern wieso sie dazu überhaupt in der Lage waren?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil sie darauf nicht antworten würden. Ihre Anwälte würden sie nicht antworten lassen.«

»Anwälte!« Er schüttelte den Kopf.

»Und dann würden die meisten von ihnen ohnehin nicht wis-

sen, was sie darauf antworten sollen. Diese philosophisch veranlagten Mörder – mit Chianti, Favabohnen und diesem Unsinn –, das ist alles dummes Zeug. So was gibt's nur im Film. Diese Typen sind völlig durchgeknallt. Wenn man sie wirklich zu einer Antwort zwingen würde, dann würden sie was von einer schlimmen Kindheit erzählen. Sie machen sich zu Opfern. Das ist immer das Gleiche.«

Er nickte kurz, um mich zum Weiterreden zu bewegen.

»Dan, Sie dürfen sich nicht fertigmachen, indem Sie nach einem Grund forschen. Es gibt keinen. Es geht nicht um Logik. Jedenfalls nicht bei dem, worüber wir hier gerade reden.«

Rifkin rutschte in seinem Sessel ein wenig nach unten, er konzentrierte sich, so als ob er über das Ganze noch einmal nachdenken müsse. Seine Augen glänzten, aber seine Stimme klang normal und kontrolliert. »Stellen auch andere Eltern Fragen dieser Art?«

»Sie fragen alles Mögliche.«

»Treffen Sie die Eltern manchmal, wenn der Prozess vorbei ist?«

»Manchmal.«

»Ich meine, Jahre danach.«

»Manchmal.«

»Und sind sie ... wie geht es ihnen? Gut?«

»Manchen von ihnen geht es gut.«

»Manchen aber nicht.«

»Manchen nicht.«

»Wie machen die das, ich meine die, denen es gut geht? Was ist das Wichtigste? Da muss es doch ein paar Grundregeln geben. Was ist die richtige Strategie, was sind die besten Methoden? Was hat für sie funktioniert?«

»Sie holen sich Hilfe. Bei ihren Familien, bei ihrer sozialen Umgebung. Es gibt Selbsthilfegruppen für Hinterbliebene, dort suchen sie Unterstützung. Wir können Sie mit einer Gruppe in Kontakt bringen. Sie sollten sich an eine Beratungsstelle für Opfer von Gewaltverbrechen wenden. Auch dort wird man

Ihnen weiterhelfen. Alleine schaffen Sie es nicht, das sollten Sie wissen. Denken Sie daran, dass es dort draußen andere gibt, die das Gleiche durchgemacht haben und die begreifen, was Sie gerade durchmachen.«

»Und die anderen, die Eltern, die es nicht geschafft haben, was ist mit denen? Was ist mit denen, die sich nie wieder von dem Schlag erholen?«

»Zu denen werden Sie nicht gehören.«

»Aber was ist, wenn doch? Was passiert mit ihnen, mit uns?«

»Das werden wir nicht zulassen. Daran wollen wir keinen Gedanken verschwenden.«

»Aber es kommt vor. Das stimmt doch, oder? Es kommt vor.«

»Das trifft auf Sie nicht zu. Ben würde das nicht wollen.«

Schweigen.

»Ich kenne Ihren Sohn«, meinte Rifkin. »Jacob.«

»Ja.«

»Ich habe ihn in der Schule gesehen. Scheint ein netter Junge zu sein. Ein großer hübscher Junge. Sie sind sicher stolz auf ihn.«

»Bin ich.«

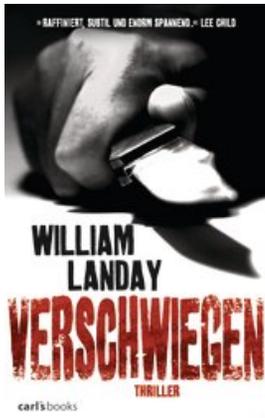
»Er sieht Ihnen ähnlich, finde ich.«

»Ja, das hat man mir schon öfter gesagt.«

Er holte tief Luft. »Wissen Sie, mir gehen immer wieder die Jungen in Bens Klasse durch den Kopf. Ich fühle mich ihnen verbunden. Ich will, dass sie weiterkommen, wissen Sie? Ich war dabei, als sie groß wurden, sie liegen mir am Herzen. Ist das ungewöhnlich? Halte ich die Nähe zu den anderen Jungen aufrecht, weil ich mich Ben so vielleicht näher fühle? Denn danach sieht das doch aus, oder? Es wirkt vielleicht seltsam.«

»Dan, machen Sie sich keine Gedanken darüber, wie etwas aussieht. Die Leute denken das, was sie denken wollen. Lassen Sie sie einfach! Darüber sollten Sie jetzt nicht nachdenken.«

Er massierte weiter an seiner Stirn herum. Sein innerer Schmerz hätte nicht deutlicher sein können. Ich wollte ihm helfen. Zugleich wollte ich mich aus dem Staub machen.



William Landay

Verschwiegen

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-58507-8

carl's books

Erscheinungstermin: April 2012

Ein intelligenter, packender Psychothriller über die brüchige Fassade der Normalität

April 2007, eine Kleinstadt in der Nähe von Boston: Der dreizehnjährige Ben Riffkin wird auf seinem Schulweg erstochen aufgefunden. Ben war ein Mitschüler von Jacob. Andrew Barber, Jacobs Vater, ist Staatsanwalt, übernimmt das Verfahren und trifft in der Schule auf eine Mauer bereiten Schweigens. Auf Facebook sprechen Jacobs Freunde dagegen eine deutliche Sprache. Sie beschuldigen Jacob, und schon bald entwickelt der Fall eine Dynamik, die das Leben der Familie Barber von Grund auf verändert: Ist Jacob ein normaler Junge? Eine Frage, die Andrew Barber auch zu einer Auseinandersetzung mit seiner verdrängten Kindheit führt. Der Alptraum scheint sich gerade aufzulösen, da verschwindet ein Mädchen. Und Jacob war mit ihr befreundet...

»Verschwiegen« ist ein intelligenter, packender Psychothriller über die brüchige Fassade von Normalität, die zerfällt, wenn der Zweifel in einer Familie übermächtig wird.